



In der Kunstgarage. Zeichnungen müssen nicht Miniaturen sein: Arbeiten von Karim Noureldin bei von Bartha. © Pro Litteris

Play it again, Karim!

Grossformatige Zeichnungen in der Galerie von Bartha

Von Annette Hoffmann

Basel. Wer Zeichnung sagt, denkt meist an ein intimes Format. Nicht so Karim Noureldin. Obwohl es das kleine Format natürlich auch im Werk des 1967 in Zürich geborenen Künstlers gibt. Schon bald in seiner Karriere drängte es Noureldin jedoch in den Raum – auch und gerade mit der Zeichnung.

In diesem Sommer erst mass er das Kunst(Zeug)Haus in Rapperswil-Jona mit einer Bodenarbeit aus. Mit Lineal und Bleistift rückte er dem Fussboden auf den Leib und definierte so die Grundkonstruktion, die dann mit Farbe ausgefüllt werden sollte. Das tönt nach einem heroischen Unterfangen. Der Künstler, angesichts der Dimensionen des Raumes auf Ameisengrösse geschrumpft, nimmt eine Herkulesarbeit auf sich. Es ist etwas masslos Kühnes um dieses Vorhaben.

Für seine aktuelle Ausstellung bei von Bartha hat er zwar keine ortsspezifische Arbeit entwickelt, aber seine in diesem Jahr entstandene Serie «Play» reagiert doch auch auf die grosszügigen Ausmasse der Galerie. Zwei Meter hoch sind seine farbigen Zeichnungen, die auch durch die Rahmung etwas Malerisches signalisieren. Näher man sich

diesen Hochformaten, fällt auf, wie sehr sich das Papier während des Zeichnens verändert hat. Es ist geradezu geprägt von den Strichen des Künstlers.

Noureldin schafft meist am Tisch, erst wenn er eine Arbeit für abgeschlossen hält, überprüft er sie an der Wand. Bis dahin gilt die Perspektive von oben. Er sortiert weniger gross- als kleinformatige Zeichnungen aus, hat Karim Noureldin in einem Interview gesagt. Vielleicht weil sie mit Bedacht wachsen.

Die Lebendigkeit der Schraffur und die vibrierende Farbigekeit machen seine Buntstift- und Grafitzeichnungen derart charakteristisch. Noureldin legt die Grundformen mit einer Linie fest, die als Umriss dient. Flächen schraffiert er. Man sieht deutlich, wo er neu ansetzt, wie lang der jeweilige Strich ist. So wie das Verhältnis zwischen Farbfläche und Weissraum die Zeichnung als Ganzes bestimmt, so bestimmt dies das kleinste Element, aus denen sich die Arbeit zusammensetzt.

Permanenz des Rhythmischen

Geradezu durchlässig erscheinen die roten und blauen Dreiecke und Rauten, die sich zu Vierecken zusammenschliessen und von oben gesehen auch Pyramiden sein könnten. Noureldin setzt den Buntstift ein, als wäre er eine lösliche Farbe. Smaragdgrün und Türkis überlagern sich, sodass eine Reptilienhaut entsteht. Breite Bänder wandern im Zickzack über das Papier. Eine andere Arbeit erinnert durch die unterschiedlich breiten senkrechten Streifen an ein Tischtuch. Manches wirkt wie ein Rapport, anderes reizt den Positiv-Negativ-Effekt aus. Aber immer ist da ein Rhythmus.

Die Richtung der Schraffur orientiert sich an der jeweiligen Form. Bei einer der Zeichnungen, die nicht an den Konstruktivismus anknüpft und die von rot umrandeten grünen Splittern bestimmt ist, sind die Striche in die unterschiedlichsten Richtungen ausgerichtet. Sie zeigen, wie die Zeichnung entstanden ist, wie die einzelnen Segmente gewachsen sind. Seine Zeichnungen, so sagt Karim Noureldin, bauen auf repetitiven Bildstrukturen auf. An diese Elemente docken sich weitere an, sodass eines aus dem anderen hervorgeht. Vielleicht ist das Prinzip, das Noureldins Werken zugrunde liegt, ein musikalisches. Die Aufforderung «Play» hat ihre eigene Playlist hervorgebracht.

Von Bartha, Kannenfeldplatz 6, Basel. Bis 31. Januar 2015. www.vonbartha.com

Nachrichten

Gut gefüllte Kinosäle beim Film «The Interview»

Los Angeles. Die Nordkorea-Satire «The Interview» hat zum Filmstart in den USA zahlreiche Kinosäle gefüllt. Von New York bis Los Angeles zog der Film, dessen Start nach einem Hackerangriff zurückgehalten worden war, zahlreiche Besucher an. In einem Kino in Los Angeles tauchte einer der Schauspieler, Seth Rogen, mit Co-Regisseur Evan Goldberg auf. Der Kinobetreiber Josh Levin sagte, er zeige den Film «aus Prinzip». «Wir haben alle unsere Eintrittskarten für heute binnen einer Stunde verkauft», sagte er. SDA

Schweizer 3-D-Video in Belgien ausgezeichnet

Liège. Das Musikvideo «Love, lift me» des Schweizer Regisseurs Hanspeter Aliesch ist im belgischen Liège ausgezeichnet worden. Der in Stein am Rhein gedrehte Clip mit der Schweizerin Maria Christina und dem Amerikaner London Jones gewann in der Sparte «Advertisement» unter 38 Filmen aus 16 Ländern. Die Fachjury lobte den Film besonders für die 3-D-Filmgestaltung, die Luftaufnahmen, die Symbiose von Bild und Musik und seine Ästhetik. SDA

Schwätzt nicht, schwitzt nicht: Musik zum «Weihnachtsfrieden»

Solistenabend mit Kit Armstrong und dem Szymanowski-Quartett

Von Sigfried Schibli

Basel. Inwiefern der Erste Weltkrieg die Kunstproduktion beeinflusste, ist eine komplexe Frage, auf welche der Solistenabend am Dienstag im Stadtcasino-Musiksaal – hundert Jahre nach dem «Weihnachtsfrieden» zwischen deutschen und britischen Soldaten – naturgemäss keine erschöpfende Antwort geben konnte. Schliesslich sind Konzerte sinnliche Ereignisse, die nicht dazu taugen, intellektuelle Fragen zu beantworten.

Sicher war aber, dass das (enttäuschend kurze) kriegsbezogene Eröffnungsstück von Leo Ornstein, das der junge Pianist Kit Armstrong in die Tasten wuchtete, irgendwie spurlos an einem vorüberbrauste – vielleicht auch, weil der Interpret sich scheute, wirklich extreme Lautstärken zu realisieren. Vom Eindruck, einem «Selbstmord in einem Flugzeug» (Titel) beizuwohnen, war man jedenfalls weit entfernt.

Die ins Programm eingestreuten Choralsätze von Bach und Brahms wirkten tröstend und meditativ, ganz gleichgültig, ob sie vom Pianisten oder vom polnischen Szymanowski-Streichquar-

tett gespielt wurden. Dieses sorgte mit dem ersten Streichquartett in C-Dur seines Namenspatrons Karol Szymanowski für einen frühen Höhepunkt des Konzerts.

Klingender Jugendstil

Schmachtende Melodik im Kopfsatz, erlesen-zerbrechliche Ornamentik im zweiten und ein dialogischer Schlagabtausch im Finale befestigten den Eindruck, dass man es mit einem grossen, weithin noch unterschätzten Hauptwerk des musikalischen Jugendstils zu tun hatte. Mit Musik, die nicht schwätzt und nicht schwitzt.

Wenige Jahre früher, unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, entstand das etwas lang geratene und nicht durchwegs spannungsvolle Klavierquintett in a-Moll von Edward Elgar. Pianist und Quartett schlossen sich zur makellos harmonisierenden Einheit zusammen, die aber nicht in falscher Gemütlichkeit versank: Zumindest im Finale hatte man den Eindruck, die vier Streicher trieben den Pianisten zur Eile an. Was dieser locker bewältigte – auch wenn ihm einmal beim Umblättern ein Notenblatt vom Winde verweht wurde.

Wie ich schreibe. 18 Fragen an Howard Jacobson

Von Markus Wüest

BaZ: Welches Buch liegt gerade auf Ihrem Nachttisch?

Howard Jacobson: Ich schreibe gerade an einem Buch, das bei mir in Auftrag gegeben wurde über «Der Kaufmann von Venedig» von William Shakespeare. Also lese ich Bücher, die damit im Zusammenhang stehen. Das Ganze heisst «Shakespeare Project» und verschiedene Autoren wie zum Beispiel Margaret Atwood oder Jo Nesbø befassen sich jeweils mit einem der Stücke Shakespeares. Der Verlag, Hogarth Press, nennt es eine «Neuerzählung», aber das mache ich nicht. Ich schreibe einen Roman, der mit dem «Kaufmann» zu tun hat.

Das heisst, Sie lesen Sekundärliteratur? Genau. Aber lassen Sie mich ein anderes Buch nennen, das ich gerade im Flugzeug gelesen habe. Die Kurzgeschichten von Franz Kafka. Die lese ich immer mal wieder – und erhalte nie ganz das, was ich mir davon versprochen hatte.

Was wäre das denn?

Ich würde gerne das Rätselhafte darin erschliessen, aber ich lese sie eben gerade, weil sie so rätselhaft sind. Eine Art masochistische Beziehung, die ich zu Kafka habe, der selber in einer masochistischen Beziehung zu Deutschland, der Tschechoslowakei und mit seinem Vater und generell zum Leben steckte. Wie alle masochistischen Beziehungen geht das immerfort weiter.

Lesen Sie ganz generell Bücher immer wieder?

Ich bin eher ein Wiederleser als einer, der neue Bücher liest. Dickens, D.H. Lawrence, Bücher, die ich liebe, lese ich meist mit mehr Enthusiasmus als Neues.

Bücher, die in Ihrer Bibliothek jederzeit griffbereit stehen?

Ja. Und sie sind voll Randnotizen und Zetteln. Und die lese ich dann auch. Denn somit befasse ich mich nicht nur erneut mit dem Buch, sondern erkenne auch, wie ich es bei früherer Gelegenheit gelesen habe. Sehr interessant. Manchmal stosse ich auf Notizen, die ich als Student gemacht habe. Und sie sind nicht dumm. Das ist beruhigend. Ich atme erleichtert auf. Weil ich immer das Gefühl habe, noch nicht sehr lange nicht dumm zu sein.

«Ich wollte so schreiben wie Henry James und versuchte es immer wieder.»

Interessiert Sie neue Literatur überhaupt?

Doch, schon.

Was hat Ihnen denn unlängst gefallen?

Was der 82-jährige Aharon Appelfeld in Israel schreibt. Das hat mir gefallen. **Ist Appelfeld ein jüdischer Autor, der vor allem jüdische Leser anspricht?**

Nein. Er hat den Holocaust überlebt und lebt in Israel, aber er ist einfach ein herausragender Autor, der manchmal etwas im Schatten anderer wie Oz oder Grossman steht, dabei ist er ihnen mindestens ebenbürtig. Aber lassen Sie mich noch ein anderes Buch erwähnen, das neueren Datums ist und sehr, sehr gut: «Karoo» von Steve Tesich. Ich mag schwarzen Humor. Und das ist ein gutes Beispiel dafür. Der Autor erlag einem Herzinfarkt, während er das Manuskript schrieb. Ein sehr präzises-lustiges Buch.

Gibt es für Sie ein Monument? Ein Buch, das so grossartig ist, dass Sie dachten: Das ist es, was ich machen will?

Nein. Dafür wusste ich schon früh im Leben, was ich werden will.

Wie früh?

So früh, dass ich mich an keinen anderen Berufswunsch erinnern kann. Ich weiss noch, wie mir meine Mutter vorgelesen hat, als ich ein kleiner Bub war. Wie ich Spass daran bekam, mit Wörtern zu spielen. Schon in der Primarschule schrieb ich gerne Aufsätze. Aber später kamen dann Dickens und Lawrence. Wie man gut schreibt, habe ich vor allem Dickens abgeschaut.

Indem Sie ihn kopieren?

Nein, indem ich ihn absorbiere. Ich ging einfach davon aus, dass ich ein



besserer Schriftsteller werden würde, wenn ich mich in seine Bücher vertiefe. Ich glaube nicht, dass man ein guter Autor werden kann, wenn man kein guter Leser ist. An den Literaturinstituten müssten sie, finde ich, zuerst «Creative Reading» unterrichten, bevor sie etwas über «Creative Writing» dozieren.

Wie fingen Sie an zu schreiben?

Ich ging unmittelbar nach meinem Abschluss in Literatur in Cambridge nach Australien und unterrichtete dort an der Uni. Ich war 22 Jahre alt. Aber ich schrieb nie mehr als eine Seite, zwei. Dann kam mir Henry James in den Weg. Ich wollte so schreiben wie er und versuchte es immer wieder – doch ich scheiterte.

Wann überwandten Sie diesen Punkt?

Ich war Ende 30, als ich endlich ein erstes Manuskript hatte. Das musste es sein – sonst drohte mir mein Untergang. Denn es gab nichts anderes, das ich wirklich tun wollte.

Es gibt andere Beispiele für Spätzünder. Cormac McCarthy fällt mir ein.

Ja, oder T.S. Eliot, Joseph Conrad. Ich machte einen Haken hinter ihre Namen, als ich älter wurde und immer noch kein Buch publiziert hatte.

Braucht es gelebtes Leben, um ein gutes Buch schreiben zu können?

Das stört sicher nicht. Aber ich hätte so gerne geschrieben – hätte ich bloss gewusst, was.

Warum ging es plötzlich?

Verzweiflung. Alter. Immer noch Professor zu sein, aber nicht an einer erstklassigen Uni, weil ich mich nicht um meine Karriere gekümmert hatte. Es war eine tragische Farce, ehrlich. Und dann habe ich eine Art Buch geschrieben, wie ich es nie schreiben wollte: eben, eine tragische Farce. Lustig. Eine typische Campus-Novelle, obwohl ich das nie, nie hatte machen wollen. Aber es funktionierte! Seither bin ich Schriftsteller.

Was war der beste Moment?

Zu hören, dass das Buch verlegt werden würde. Und es schliesslich in den Händen zu haben. Als junger Mann, kann ich mich erinnern, lag ich im Bett und sah die Buchrücken mit den Namen der Schriftsteller darauf und ich hatte das Gefühl, «Howard Jacobson», das klingt nicht gut. Dabei hatte ich immer schon das Talent, die Menschen mit meinen Texten zum Lachen zu bringen. Doch ich strebte immer nach Höherem.

Um Autor zu werden, mussten Sie sich selbst akzeptieren lernen?

Ich musste mich finden, ja. Ich musste meine Stimme als Autor finden. Ich bin nicht Henry James. Ich bin nicht Fjodor Michailowitsch Dostojewski. Ich bin kein Russe, der jeden Tag einen Nervenzusammenbruch erleidet. Ich bin kein amerikanischer Schwuler, der zu grossen Partys eingeladen wird. Ich bin aus Manchester, Jude, aus der Arbeiterklasse, ich musste darauf aufbauen. Als mir das klar wurde, ging es vorwärts. Es war eine Art Snobismus, der mir im Weg stand. Ich wollte meinen Hintergrund verleugnen, statt zu realisieren, dass ich genau darüber schreiben muss.

Howard Jacobson (72) wurde in Manchester geboren. Er studierte in Cambridge Literatur und lebte vorübergehend in Australien. Er arbeitet auch als Journalist und Moderator.

Das aktuelle Buch: «Im Zoo», Deutsche Verlags Anstalt 2014, 448 S., ca. 35 Franken.